

Verlag Bibliothek der Provinz

Erika Wimmer / Nora Wimmer

Geldspiel ohne Ende

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-371-4

© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Umschlaggestaltung: Nora Wimmer

Erika Wimmer / Nora Wimmer

Geldspiel ohne Ende

Hypo-Roman

INHALT

Luzifera	7
Der Märztag	13
Sippentragik	19
Francesco, Barbara und was folgt	30
Zwischendurch eins und noch mehr	45
Und weiter bis Ferdl	52
Die Tür zum Schlüssel	62
Familienbild als Bande	82
Mein Leiden und dein Leiden	87
Eskalation und Pflichterfüllung	95
Mamma mia!	108
Who let the dogs out	116
Der Frieden und das Nadelöhr	129
Aufräumen nach dem Sturm	134
Alles, was Recht ist oder nicht	142
Arbeit – das Wahre, Gute und Schöne	153
Von Pferdestärken, Nullen und Spielern	166
Gestorben lebt es sich besser	175
Tunnelende in Sicht	187
Wie ein Bogen so entspannt	193
Das Geldspiel	205
Ende nie	213

MAMMA MIA!

Während Francesco ein pflichtbewusster Mann zu werden bereit war, setzte sich mit Luzis Unterstützung über Nacht der weisere der beiden Teile in mir durch und wies alle Pflichtgedanken von sich. Ich entschied mich: Es war nicht meine Aufgabe, Francescos Problem zu meinem zu machen. Wenn er so dumm war, auf eine Geschichte eifersüchtig zu sein – bitte. Tante Luzi pflichtete bei.

Diese befreiende Erkenntnis traf mich eines Morgens, als das Telefon klingelte und Mama sich meldete. Seit jenem reinigenden Ausbruch in der Telefonzelle hatte ich nichts mehr von ihr gehört und auch ich hatte sie nicht mehr angerufen. Ich war auf dem Standpunkt gestanden, dass ich ihr so viel gesagt hatte wie noch nie in meinem Leben und dass dies für eine Weile reichen musste. Und ich wollte ihr etwas Zeit geben, die Dinge zu verdauen.

Der Ton ihrer Stimme signalisierte mir schon bald, dass sie mich mit einem Mal nicht mehr nur als Fortsetzung ihrer selbst betrachtete. Noch bevor ich begreifen konnte, was sie mir sagen wollte, nahm ich zwischen den Zeilen ihre Botschaft zur Kenntnis, nämlich: Du Antonia, meine zweite Tochter, bist ein eigenständiger Mensch.

Die Nabelschnur ist durchtrennt, schoss es mir durch den Kopf, und diese Information löste eine Welle der Erleichterung in mir aus. Endlich frei, endlich allein!

Befreit wie ich nun war, war ich nach langer Zeit wieder einmal wirklich interessiert daran zu hören, was Mama mir zu sagen hatte. Und das war ungefähr folgendes: Du hast mich damals ziemlich erschreckt, du hast mich zurückgestoßen und mir unbegreifliche Dinge entgegen geschleudert! Du hast damit gesagt, ich hasse dich, ich will mit dir nichts mehr zu tun haben. Ich habe das so gehört, auch wenn du es vielleicht nicht so gesagt hast. Was du sicher gesagt hast, ist: Du duldest nicht. Hast du

damit gesagt, du duldest mich nicht mehr? Das hast du nicht gesagt. Du hast gesagt, du duldest nicht mehr, dass das und dass jenes. Ich habe gehört, was du nicht mehr duldest, verstanden habe ich nichts. Warum und wieso, ich verstehe es nicht.

Mamas Sätze waren schlicht und direkt, ich hörte atemlos zu und glaubte es zuerst gar nicht. Ich will mit dir reden, sagte meine Mutter, so etwas hatte ich aus ihrem Mund noch nicht gehört! Und es hörte sich gut, es hörte sich unglaublich richtig an!

Ich legte den Hörer auf, schrieb einen Zettel für Francesco und heftete ihn an die Außenseite meiner Wohnungstür. Ich lief zum Bahnhof und kaufte mir eine Bahnkarte nach Innsbruck. Ich hatte noch Zeit für einen Kaffee im Bahnhofsrestaurant, der Zug fuhr erst in 30 Minuten. Ich hatte Zeit, über das Geschehene nachzudenken: Wusste ich noch, worum es mir bei meiner Telefonschelte damals gegangen war?

Ich wusste nicht mehr viel. Mama aber hatten sich meine Worte offenbar eingebrannt, sie wusste sie alle noch. Indem ich sie aussprach, wurden die Wörter und Sätze, die ich vorher gewälzt und wieder gewälzt hatte, mit einemmal gelöscht. Das war logisch, ich hatte mich erleichtert und befreit. Was Mama anging, so war dieser Vorgang, wie ich mit einem Mal erkannte, nicht fair.

Je länger ich in diesem Bahnhofsbuffet saß, desto weniger dachte ich nach, was ich Mama sagen konnte, desto weniger versuchte ich mich zu erinnern. Ich hatte keine Wörter und Sätze mehr, ich hatte allenfalls deren Färbungen, bloße Qualitäten. Also tauchte ich tiefer in den Farbtopf ein, denn da, spürte ich, war etwas. Zuerst in dem Topf fand ich eine Farbe, die ich bei all meinen Grübeleien und Gefühlsduseleien stets übersehen hatte. Es war eine regenbogenfarbig schillernde Farbe. Eine Sonnenbadfarbe, oben blau, unten grün und in der

Mitte gelb und warm. Ganz unten war sie, die Farbe des Wohlgefühls, der Zuneigung und des Einverständnisses: mit Mama. Es war an der Zeit, den Farbtopf einmal kräftig umzurühren.

Ich saß im Zug, rührte um und machte eine erstaunliche Entdeckung. Das Rühren hatte nicht zur Folge, dass die Farben sich vermischten und am Ende ein undefinierbares bräunlich-graues Farbgemisch ergaben. So versteckt die unterste Farbe gewesen war, so selbstverständlich breitete sie sich aus und verschluckte all die anderen Farben, um am Ende, ungetrübt, den ganzen Topf auszufüllen. Und während ich überlegte, wie ich es anstellen konnte, meine Umgebung damit ein wenig auszumalen, hörte ich eine Stimme: „Hätten Sie vielleicht Lust, mit mir einen Kaffee zu trinken?“

Wir gingen in den Speisewagen. Der Mann, der mich eingeladen hatte, hieß Hubert und war Journalist. Enthüllungsjournalist, fügte er lächelnd hinzu. Mag sein, dass dieses Stichwort mich veranlasste, ihn auf Anhieb sympathisch zu finden. Schließlich hatte er mich in einem Augenblick angesprochen, als ich selbst Enthüllungsarbeit leistete. Ich war soeben dabei gewesen, mein Herz für Mama aus einer dicken Verpackung zu enthüllen.

Das musste es gewesen sein, was Huberts Aufmerksamkeit geweckt hatte. Ein Mensch, der beruflich stets mit Leuten zu tun hat, die alles unternehmen, um zu verhüllen, ein solcher Mensch wird es dann und wann genießen, bereits Enthülltes vorzufinden.

Noch dazu, wo es sich bei dem Enthüllten um ein Herz handelte. Damit haben es Enthüllungsjournalisten im Allgemeinen nicht zu tun, sie haben es mehr mit verpackten und versiegelten Oberböden, Mägen, Zwerchfellen oder Hälsen mit Stimmbändern zu tun. Um sich mit dergleichen auseinanderzusetzen braucht ein Enthüllungsjournalist erstens eine ziemliche Verbissenheit und zwei-

tens ein wenn nicht gerade verpacktes, so jedenfalls mit einem Schutzumschlag versehenes Herz.

Hubert war jemand, der aufgrund seines Berufes ein vorsorglich eingepacktes Herz brauchte, der diesen Zustand aber als quälend empfand. Die Pumpe in seiner Brust regte sich immer wieder, sie wollte sich frei strampeln. Hubert musste viel Mühe darauf verwenden, sie ruhig zu halten.

Er war begierig zu erfahren, was es mit dieser Frau, deren Augen von Innen heraus leuchteten und deren Körper auf dem Sitz völlig entspannt hin und her schaukelte, auf sich hatte. Und da er als Enthüllungsjournalist gewohnt war, direkte Fragen zu stellen, legte er ohne Umschweife los, kaum hatten wir uns im Speisewagen an den Tisch gesetzt.

Er habe mich beobachtet. Das tue er fast immer, wenn er reise, da er im Zug nicht lesen könne, und irgendwie müsse er sich ja die Zeit vertreiben. Jemanden zu beobachten sei ihm eine selbstverständliche, eine bekannte und gewohnte Beschäftigung. Aber bei mir habe er, entgegen jeder Erfahrung, eine seltsame Entdeckung gemacht. Ich habe mich beobachten lassen. Einige Male habe ich ihm ins Gesicht geschaut, aber die Tatsache, beobachtet zu werden, habe mich offenbar nicht irritiert. Er sei es gewohnt festzustellen, dass die Menschen, kaum würden sie beobachtet, sich dagegen wehrten. Zum Beispiel, indem sie den Kopf tiefer in die Zeitung steckten, oder starr aus dem Fenster sähen, oder an Haar und Kleidung zupften, als gebe es da etwas ins rechte Lot zu bringen. Derartiges hätte ich aber nicht gemacht, ich sei entspannt geblieben, ganz bei mir. Ich sei vor allem gesammelt geblieben, so wolle er das ausdrücken. Das widerspreche jeder Erfahrung in solchen Fällen, denn normalerweise würden die Menschen, wenn man sie eine Zeitlang betrachtete, fahrig und zerstreut. Auf eine Art zerstreut, dass sich alles von innen nach außen stülpe und um sie herum

liege – wie Teile, die nicht mehr zum Ganzen gehörten. Das Gegenteil von Sammlung also. Er, Hubert, habe sich darüber schon lange nicht mehr gewundert, er habe es für eine ganz natürliche Sache gehalten. Nun aber wolle er wissen, wie man es mache, beobachtet zu werden und doch gesammelt zu bleiben.

Ohne lang nachzudenken sagte ich, von etwas, was man mit ganzer Aufmerksamkeit tue, könne man nicht abgelenkt werden. Ich wusste gar nicht so genau, was ich da meinte, ich wusste nur, dass ich vorhin völlig in meinem Farbtopf gewesen war. Das hatte mich zwar nicht gehindert, Hubert und die anderen Personen im Abteil genauso gut wie die vorbeiziehende Landschaft wahrzunehmen, aber die Aufmerksamkeit war trotzdem bei den inneren Farben geblieben. Daraus schloss ich, dass Zerstreuung, Nervosität und Irritation nur dann eintraten, wenn man ohnehin nicht bei der Sache war, jedenfalls nicht ganz.

Hubert wollte wissen, was da meine Aufmerksamkeit so völlig in Anspruch genommen habe. Das sei die Tatsache gewesen, dass sich meine linke kleine Zehe krumm angefühlt habe, schwindelte ich. Ich hatte keine Lust, Hubert, so sympathisch er auch war, meine Mamabeziehung mitsamt dazugehörigen Gefühlsfärbungen auseinanderzusetzen.

Hubert wäre kein Enthüllungsjournalist gewesen, hätte er angesichts einer fadenscheinigen Antwort nicht den Drang verspürt, weitere Fragen zu stellen. Andererseits wäre ich nicht Antonia mit ausgepacktem Herzen gewesen, hätte ich mich in ein Frage-Antwort-Spiel verwickeln lassen. Ich wollte nicht von Hubert zerstreut werden. Als er mich fragte, ob die Zehe nach unten, nach oben oder nach außen gekrümmt gewesen sei, schwieg ich. Ich fühlte mich in meiner Regenbogenfarbe so wohl, dass ich es ohne weiteres ertragen konnte, auch dann zu schweigen, wenn man Antworten von mir erwartete. Dabei war ich mir sicher, nicht den Eindruck zu erwecken, dass es etwas

zu verheimlichen gab. Vielmehr war mein Schweigen so geartet, dass es die Aufforderung enthielt, mich doch wie ein Buch zu lesen. War Hubert, da keine Antwort kam, zuerst ein wenig irritiert, so war er doch nach einer Weile bereit, das Schweigenspiel mitzuspielen.

Wir saßen lange ohne ein Wort zu sprechen da, und in dieser verschwiegenen Stunde lernten wir einander kennen – so gut, als hätten wir uns ein Jahr lang unterhalten. Ich hatte ein klares Gefühl dafür, wer Hubert im Großen und Ganzen war. Und er wusste garantiert eine Menge über mich, denn ich war an diesem Tag tatsächlich ein offenes Buch, noch dazu eines, das Hubert auch im Zug lesen konnte, da es keine wackelnden Buchstaben darin gab. Selbstverständlich wussten wir keine Details über das Leben des jeweils anderen. Aber wie gut konnte man einander kennen, ohne auch nur irgendetwas voneinander zu wissen! Beispielsweise ohne zu wissen, dass Huberts Putzfrau Barbara hieß und ich eine Schwester mit ebendiesem Namen hatte, von der ich dachte, sie würde für Geld mit einem gewissen Hubert ins Bett gehen.

Wir verabschiedeten uns in der Innsbrucker Bahnhofshalle mit der vagen Aussicht, einander irgendwann wiederzusehen. Wir waren in einer Stimmung, die dem Schicksal alles zutraute. In Wirklichkeit musste aber kein Schicksal auf den Plan treten, sondern nur ganz bescheiden jener Apriltag. Der, noch bevor wir uns irgendetwas Bestimmtes vorstellen konnten, seinerseits genau wusste, dass Hubert und ich durchaus noch etwas miteinander zu erleben hatten. Und zwar etwas, das weniger mit Schweigen als mit vielen Wörtern zu tun hatte.

Ein Schwall Frühling trat mir entgegen, als ich die Halle verließ. Ich fühlte mich leicht, ohne Gewicht. Dann hörte ich hinter mir Schritte, drehte mich um und nahm Huberts Visitenkarte entgegen. Der noch nicht eingetretene Apriltag hatte ihn in letzter Minute dazu überredet,

mir damit nachzulaufen. Wie sonst hätte ich zu gegebener Zeit seine Adresse und Telefonnummer finden können?

Es war später Mittag, einer dieser lauen Föhn-Tage, vielleicht der erste im Jahr. Ich schlenderte durch die Stadt zu unserer, besser gesagt, zu Trudes Wohnung. Mutter heißt Gertrud und wurde von allen immer nur Trude genannt. Ich beschloss, sie ab nun auch so zu nennen.

Vielleicht, dachte ich, ist der Föhn einzig dazu da, den Menschen Gerüche zuzutragen, so flüchtig und so vielfältig, dass sie im einzelnen gar nicht identifiziert werden können, was man dem Föhn so auslegen mag, dass sie gar nicht identifiziert werden sollen. Vielleicht sollen auf diese Weise die Nasenflügel angeregt und geöffnet werden, um sie daran zu erinnern, dass es überall und immerfort Gerüche gibt. Denn während die Menschen ihre Augen ständig benutzen, tun sie häufig so, als sei ihre Nase nur dazu da, dem Gesicht ein Profil zu geben. Bei Föhn müssen die Augen, um sich zu schützen, zu Schlitzen geschlossen werden, und die Nase übernimmt die Führung. Was bedeutet, dass geheimnisvolle Pfade eingeschlagen werden, denn die Nase spürt die Dinge jenseits des Sichtbaren auf.

Ich drehte ein paar Runden durch meine Heimatstadt, ließ mich von meiner Nase auf Umwegen nach Hause führen. Tatsächlich war mir, als ginge ich nach Hause. Zum Beispiel von der Schule, mit den einschneidenden Riemen der schweren Schultasche auf den Schultern. Oder vom Besuch bei meiner Freundin, mit flimmernden Fernsehbildern im Kopf. Nach Hause von Tante Luzi, mit schokoladeverklebtem Mund und einem Kloß im Hals. Kloß im Hals deshalb, weil Luzis fröhliche Gelassenheit mich schmerzlich damit konfrontierte, dass genau das in Trudes Gegenwart fehlte. Oder mit dem Fahrtwind im Gesicht, mit dem Rhythmus des Fahrradfahrens in den Beinen. Mit dem Geruch von Milch in der Nase: Ich hatte

den Sauger des Fläschchens soeben ausgespuckt, die Milch rann über meine Wange und den Hals hinunter.

Zu guter Letzt ging ich mit nasser Hose nach Hause. Treppe hinauf, Finger an der Klingel. Während ich wartete, dass Trude öffnete, entstand auf dem Steinboden unter mir eine kleine Pfütze. Trudes Schritte im Flur, die Tür würde sich gleich öffnen, ich fürchtete die Schelte, schlüpfte ganz in die Pfütze, roch den Urin, spürte die Kälte des Bodens. Es gab kein Entkommen, Trude beugte sich über mich mit verzerrtem Gesicht und einem keulen- groß schwingenden Zeigefinger.

Ihre ängstliche Erwartung, ich konnte sie gerade noch registrieren, brach in dem Moment, als meine nasse Verzweiflung sie erreichte, in sich zusammen. Wie gut hatte sie sich auf meinen Besuch vorbereitet, aber damit hatte sie nicht gerechnet. Ihre wohlgeordnete Gestalt faltete sich und knickte ein, ihre Gesichtszüge sackten ab. Da ich vor der Tür stand und wie ein Schlosshund heulte, konnte sie nicht anders als eine Mutter sein, sie nahm mich bei der Hand und zog mich ins Wohnzimmer. Dort stand auf weißem Spitzentuch bereits ein Likörchen bereit, wofür ich ehrlich dankbar war. Ich stürzte das Glas, folgte dem Weg der wohligen Flüssigkeit in Hals, Bauch, Arme – und sah doppelt. Da war ich zweimal. Einmal als zitternde Pfütze und einmal als großgewordene Frau. Die Frau kniete neben der Pfütze, griff mit den Händen ins Nasskalte hinein und streichelte es freundlich. Die Pfütze verwandelte sich, wie magisch berührt, in das kleine Mädchen zurück und legte schluchzend die dünnen Arme um den Hals der Frau.

AUFRÄUMEN NACH DEM STURM

Der Zettel, den ich an meine Tür geheftet hatte, hing noch an derselben Stelle. Francesco war offenbar da gewesen, nur zu gern hätte ich gewusst, welche Stimmung der vergangene Abend bei ihm hinterlassen hatte. Seine Nachricht war kurz und bündig, sie lautete: „Ok. Francesco.“

Mit Punkt nach Ok und nach Francesco, was man unterschiedlich deuten konnte. Man konnte dieses Ok samt Punkt als generöse, etwas herablassende Geste auffassen, in der Art: „Ich begrüße sehr, dass du wieder einmal deine Mutter besuchst.“ Man konnte aber auch denken, es bedeute eher: „Wie gut, dass du wieder einmal deinen Arsch vom deinem Schreibtischsessel erhebst“. Man konnte das Ok. schnippisch verstehen: „Du machst ja nur noch, was du willst.“ Man konnte es für eine Drohung halten: „Wenn du Zeit für deine Mutter hast, aber nicht für mich, dann warte nur, dann werde ich es dir zeigen!“ Schließlich konnte aber die Nachricht doch auch heißen: „Liebste, ich habe etwas begriffen, reden wir später darüber.“

Ich wollte Francesco nicht nachlaufen und beschloss, mich in Geduld zu üben und auf die Überraschungen des nächsten Tages zu warten. Ich schlief unruhig und setzte mich schon bei Morgengrauen an den Computer, war aber zu müde, um zu arbeiten. Ich schaute aus dem Fenster, langsam wurde es hell. Es war ein grauer Tag, stellte ich fest, Grau ist nicht Schwarz und auch nicht Weiß. Heiß und Kalt, Schwarz und Weiß, Ja und Nein. Während ich Kaffeewasser aufsetzte, fragte ich mich, ob der grau bewölkte Himmel mich daran erinnerte, dass es schließlich und endlich Zwischentöne gab. War es nicht unnötig anstrengend zu rangieren, von einer Schiene auf die andere überzuspringen, Schwarz mit Weiß zu vertauschen? War es nicht besser, mehrgleisig zu fahren? Ging es nicht auch lauwarm?

Francesco hatte versucht mich zu demütigen, aber das war es dann auch. Er würde es vielleicht wieder tun, na wenn schon. Es war doch einfach, ihm alles zu vergeben und abzuwarten, bis die Dinge von selbst wieder in Ordnung kamen. Wenn ich mit ihm redete und mich besser verständlich machte, dann würde sicher bald wieder die gewohnte Harmonie einkehren, sagte ich mir.

Ich fühlte mich wie jemand, der um den heißen Brei herum redete, oder wie jemand, der vom Brei schöpfen wollte, aber die Schüssel verfehlte. In dieser Schüssel war doch noch etwas anderes! Ich wollte endlich darauf kommen, endlich begreifen, worum es eigentlich ging. Aber je mehr ich mich anstrengte, umso vernebelter wurde ich. Ich konnte nichts anderes sehen als meine Angst, Francesco zu verlieren.

Manchmal, erklärt der Apriltag, ist es wirkungsvoll, Nebelschwaden erst nach längerer Zeit, dafür aber umso plötzlicher zu lichten. Sozusagen im unerwarteten Moment zum Befreiungsschlag anzusetzen. Es sei völlig in seinem Sinne gewesen, dass ich mich zunächst grundsätzlich mit Gegensätzen und Zwischentönen auseinandersetzte, bevor ich zum eigentlichen und konkreten Thema vordrang. Dass ich dabei übermäßig auf Francesco konzentriert gewesen sei, sei verständlich und nicht anders zu erwarten gewesen. Francesco habe sich dankenswerterweise aber nicht zuletzt aus eigenen Gründen dafür zur Verfügung gestellt. Es sei schon alles richtig und gut arrangiert worden: Wir hätten ein gemeinsames Thema, aber unterschiedliche Aufgaben gehabt.

Es war Mittag, als ich Francesco im Café anrief. In meiner Brust pochte es vor Aufregung, er war kurz angebunden, aber nicht unfreundlich. Der Laden sei voller Kunden, entschuldigte sich Francesco und schlug mir vor, ihn gegen Abend abzuholen, um spazieren zu gehen. Auf dem Weg

hierher solle ich doch Pizza für uns besorgen, damit wir vorher noch etwas essen konnten. Wein habe er da, sagte Francesco und legte auf.

Ich freute mich. Dass ich geprüft werden sollte, kam mir nicht in den Sinn. Francesco und ich würden weiterhin zusammen sein, alles würde gut werden.

Den Nachmittag über arbeitete ich konzentriert an meinem Text. Ich schrieb das Margot-Kapitel, an dessen Ende von einem Schlüsselfund die Rede war. Es war kein Zufall, dass ich ausgerechnet an dem Tag mit Hans, Margot und einem Schlüssel zugange war, aber ich begriff immer noch nicht. Seit dem 5. März hatte ich keinen Gedanken mehr an Geld verschwendet. Mein Entschluss, nicht mehr zu leiden, hatte dazu geführt, dass ich mich mit materiellen Notwendigkeiten nicht mehr beschäftigte und sie so aus der Welt zu schaffen dachte. Womit ich den schönen Begriff Leichtigkeit durch schnöde Leichtfertigkeit ersetzt hatte.

Kaum hatte ich die Tür zu Francescos Café geöffnet, prangte mir Zio Albertos Stiernacken entgegen, am liebsten hätte ich auf dem Absatz kehrt gemacht. Ohne zu wissen, dass Alberto angefangen hatte, sich weit mehr als gut und schön in Francescos und mein Leben einzumischen, ging von diesem Nacken eine über das sonstige Maß hinausreichende Bedrohung aus. Umso mehr als Alberto sich nicht umdrehte, als ich näher trat, sich auch nicht zur Seite drehte, als ich neben ihm an der Theke stand. Er grüßte nicht, er grinste nicht in sich hinein, er saß bloß da und fixierte Francesco mit unbewegter Miene. Was will er denn von ihm, was ist hier los, fragte ich mich.

Ich konzentrierte mich auf Francesco: Wie war seine Stimmung, wie seine Körperhaltung, warum diese ausweichenden Blicke, warum die blasse Gesichtsfarbe?

Dass ich mich sehr auf den Spaziergang freue, sagte ich als erstes. Ob Francesco mir etwas Geld zum Einkaufen

geben könne, als zweites. Es war Ende März, meine letzten Euros hatte ich am Tag zuvor in die Bahnkarte nach Innsbruck investiert. Da ich nicht im Café gearbeitet hatte, war meine Kasse auch nicht durch Trinkgelder aufgebessert worden. Die letzten Tage hatte ich mich von Milch und Joghurt ernährt. Trude hatte mich verköstigt, doch das war gestern gewesen. An diesem Tag hatte ich noch nichts gegessen, ich war hungrig und hatte Lust auf Pizza, gegen ein Schnitzel mit Kartoffelsalat und ein Bier hätte ich auch nichts einzuwenden gehabt. Tatsache war, dass ich nicht eingekauft hatte, weil ich pleite war, Tatsache war auch, dass Francesco mich auf das Abendessen, das ich gleich für uns holen würde, einladen musste.

Francesco starrte mich totenbleich an, ohne ein Wort griff er nach der Geldbörse, die in seiner Jeanstasche steckte, und legte 50 Euro auf die Theke. Hol uns etwas Gutes, sagte er mit tonloser Stimme, das Flackern in seinen Augen machte mich stutzig. Ich spürte zwar, dass so gut wie nichts stimmte, schob es aber auf Albertos Anwesenheit. Ich schaute den Zio abschätzig an, er erwiderte meinen Blick mit noch größerer Geringschätzung. Um seinen Mund zuckte es mehrere Mal, er sah aus wie Dracula, der Blut gerochen hatte, zugleich von Ekel überschwemmt wurde, weshalb er nicht zubeißen wollte.

Auf dem Rückweg rechnete ich mit dem Schlimmsten. Dass Alberto etwas gegen mich hatte, war mir bekannt, aber nun schien auch Francesco von der Plage betroffen zu sein. War es nicht die ganze Zeit so gewesen, als blickte Alberto seinem Neffen mit Verachtung ins Gesicht? Er hatte Blut gerochen, aber welches?

Umso überraschter war ich, als Albertos Hocker leer war. Während Francesco bei den letzten Gästen abkassierte, legte ich das Vanilleeis in die Tiefkühltruhe und schob die Pizza in die Mikrowelle. Das Geld hatte zusätzlich für ein

Glas *amarene* gereicht, eine Köstlichkeit, die wir uns zwischendurch gönnten.

Ich richtete an. Francesco mochte ein paar Tropfen Olivenöl auf seiner Pizza, original aus Kalabrien. Davon standen mehrere Flaschen im Hinterzimmer, neben den italienischen Spitzenweinen, die Francesco für Spezialgäste lagerte. Die Gäste waren gegangen, Francesco drehte den Schlüssel der Eingangstür und löschte die Thekenlichter, damit eine intimere Atmosphäre entstand. Dann holte er ohne ein Wort eine Flasche Rotwein und zwei Kelche. Wir setzten uns an eines der Tischchen, er entkorkte ohne mich anzusehen den Wein. Ich fragte:

„Was feiern wir?“ Es sollte unbeschwert klingen.

Francesco warf mir einen prüfenden Blick zu und schwieg weiter. Er hob das Glas, wir stießen an. Laut schweigend aßen wir. Ich suchte nach einem Anknüpfungspunkt, Francesco schien mauern zu wollen.

„Lass uns noch einmal alles durchgehen, Francesco“, sagte ich so warm und so locker wie nur irgend möglich. „Findest du nicht auch, dass wir nicht mehr wissen, worum es überhaupt geht?“

„Du weißt offenbar nicht, worum es geht“, sagte er. Die Feststellung klang gar nicht aggressiv, eher traurig.

„Sag mir endlich, was los ist“, bat ich, denn schlagartig wurde mir klar, dass nicht ich, sondern Francesco sich erklären musste, damit alles wieder in Ordnung kommen konnte. Aber Francesco sagte nichts, er aß und schaute mich nur hin und wieder schweigend an. Als er aufstand und den Tisch abräumte, verzog sich sein Mund, ich hätte nicht sagen können, ob aus Schmerz oder aus Verachtung.

„Der Zeitpunkt wird kommen, da ich rede“, sagte er, und ich verdrehte die Augen, weil das nur pathetisch klang, uns aber nicht weiterbrachte.

Ich hätte mich darüber gefreut, wenn er endlich seine wirklichen Gefühle ausgepackt hätte, von einer Mitteilung zu einem unbestimmten Zeitpunkt in der Zukunft wollte

ich nichts wissen. Als Francesco nach einer Weile einen anderen Ton anschlug und zu seinem gewohnt freundlichen, zumindest höflichen Umgangsstil zurückfand, war ich vorläufig nur erleichtert. Männer brauchen mehr Zeit als Frauen, um ihre Gefühle zu zeigen, sagte ich mir.

Wir gingen zur Salzach. Nach langer Zeit unterhielten wir uns wieder über Dinge, die nicht direkt mit unserem Konflikt zu tun hatten. Ich erzählte von meinem Besuch bei Trude, von der durchtrennten Nabelschnur, von meinen Kindheitserinnerungen. Francesco erzählte von der Ziegenfrau, sie habe ihm meinen Auftritt von damals nun endgültig verziehen, allem Anschein nach konnte sich ein entspanntes Verhältnis ohne Verführungsabsicht anbahnen. Francesco machte den Vorschlag, in Zukunft öfter ins Museum oder in eine Ausstellung zu gehen. Ja, er wolle sich neuen Dingen zuwenden, er sei daran interessiert, etwas zu lernen. Ich horchte auf und fügte hinzu, dass auch körperliche Bewegung für uns beide sehr wichtig wäre, dass wir uns Spaziergänge zur täglichen Gewohnheit machen sollten. Außerdem würden uns gelegentliche Sonntagsausflüge gut tun, meinte ich, nicht ohne Hinweis auf Francescos kaum benutzten Fiat Uno. Dass Francesco auf diesen letzten Vorschlag nur kühl reagierte, überging ich. Der Frost verschwand auch bald wieder, und so schmiedeten wir weitere Pläne und widersetzten uns der Einsicht, dass wir eben dabei waren, Beziehungskosmetik zu betreiben.

Auf dem Rückweg erklärte mir Francesco, dass er derzeit in seinem Zimmer bei Zio Alberto nächtigen werde. Ich erschrak, bemühte mich aber, ihm zuzuhören. Er sei gestern Abend zu mir in die Wohnung gekommen, um mir das zu sagen, das „Ok.“ habe sich darauf bezogen. Dass ich zu meiner Mama gefahren sei, habe er als Bestätigung seiner eigenen Absichten interpretiert.

Wenn Frauen ihre Mütter aufsuchten, gehe das mit einem sexuellen Rückzug Hand in Hand, sagte er. Und

das sei ihm entgegengekommen, denn er denke, dass Abstinenz in Krisenzeiten nur nützlich sein könne. Vielleicht würde seine Liebe ja eines Tages zurück kehren, er wisse es noch nicht. Was mich angehe: Die letzten Wochen hätten ihm gezeigt, dass auch mein Interesse an ihm deutlich gesunken sei.

Francesco ließ meine Einwände nicht gelten, sondern meinte väterlich, es sei durchaus vernünftig, für eine Weile Abstand zu halten, damit würde sich vieles wohl von selbst klären. Ich witterte den Verrat und setzte erneut zum Widerspruch an, aber Francesco schnitt mir, nicht ohne Höflichkeit, doch entschieden das Wort ab. Er habe außerdem den Verdacht, dass mir, wie er früher schon geahnt habe, Bruno nicht völlig gleichgültig wäre. Er sei zwar nicht eifersüchtig, aber ich solle darüber nachdenken, was ich von Bruno wolle, und ihm dann Bescheid geben.

Bei Bruno gehe es doch nur um das Ausdrücken dessen, was ich in den jeweils vergangenen drei Tagen geschrieben hatte, rief ich aus. Ich war wütend, die ganze Zeit über hatte ich geglaubt, er sei auf meine Beschäftigung eifersüchtig, auf das Schreiben und auf meine Geschichte. Nun stellte sich heraus, dass ganz banal Bruno dahinter steckte. Alle Missstimmung, all die Streitigkeiten zwischen Francesco und mir hatten sich am Schreiben aufgehängt, von Bruno war niemals die Rede gewesen. Ich war nicht nur wütend, ich war schlichtweg verblüfft und letztlich auch erleichtert, denn damit war sonnenklar, wie einfach unsere Liebe zu retten war. Das war es dann wohl auch, was mich veranlasste, die verkappte Forderung auszusprechen:

„Ich brauche einen Drucker! Dann wirst du sehen, dass Bruno mich nicht im Geringsten interessiert!“

Was ich für ein Friedensangebot hielt, war für Francesco ganz im Gegenteil ein Stich in die giftentzündete Wunde. Denn er hörte nur das eine, dass er mir nun auch noch ein Druckgerät kaufen sollte. Und das, nachdem ich wieder einmal sein ganzes Geld ausgegeben hatte, so dass ich nicht

einmal mehr zwei Pizzas einkaufen konnte, dazu kam, dass ich plante, mit seinem Auto durch die Gegend zu fahren, um mich zu vergnügen. Er hatte mich mit dem Abendessen geprüft, er hatte sehen wollen, ob ich ihn diesmal einladen werde. Aber da hatte er sich natürlich getäuscht, ich lud ihn ja niemals ein, nicht einmal auf eine lausige Pizza!

Jetzt sei ihm klar, ich trieb es ja immer toller. Ich veranlasse ihn, eine *macchina* nach der anderen zu kaufen, für Zwecke, die mit ihm absolut nichts zu tun hätten. Er habe sich den ganzen Spaziergang hindurch bemüht, konstruktive Vorschläge zu machen, aber mir ging es immer nur ums Materielle, niemals um die Inhalte, niemals um die Kultur, um die Liebe!

Francescos Empörung war weitem vernehmbar, er schrie alles heraus, vornüber gebeugt und mit erhobenen Armen, die Fassungslosigkeit in Person. Er würde sich meine Unverfrorenheiten nicht mehr gefallen lassen! Und das sei es also gewesen, jetzt wisse ich es.

Im Nachhinein bestätigte Francesco, dass er in diesem Moment voller Hass gewesen war, er habe nur noch denken können, wie recht Zio Alberto gehabt hatte, wie schändlich diese Frau, wie verachtungswürdig alle Frauen!

Die letzte Spur von Heldenmut verließ mich. Ich verstand überhaupt nichts mehr, aber noch während ich dachte, nichts zu verstehen, fing ich an zu begreifen. Himmelherrgott, wie hatte ich nur so begriffsstutzig sein können! Francesco stand zur Salzsäule erstarrt und mit verzerrter Miene vor mir, er bestätigte mir meinen Verdacht, als er hervor stieß:

„*Mia cara*, es wird langsam Zeit, dass du dein Geld woanders verdienst.“

Damit ließ er mich stehen und stapfte davon, so verkrampft, dass er immer wieder über seine eigenen Beine zu stolpern drohte.

Ich ließ mich auf die nächste Bank fallen und begann, im Wust meiner Gedanken aufzuräumen.

Erika Wimmer, 1957 in Bozen geboren, studierte Germanistik, Vergleichende Literaturwissenschaft und Anglistik und arbeitet als Literaturwissenschaftlerin und freie Autorin in Innsbruck. Produziert wurden bisher mehrere Hörspiele und Theaterstücke; als Buch erschienen sind ein kleiner Lyrik-Band bei *Offizin S Meran* sowie mehrere Romane, zuletzt: *Die dunklen Ränder der Jahre* (Folio Verlag 2009) und *Nellys Version der Geschichte* (Limbus Verlag 2014). www.erikawimmer.net

Nora Wimmer, 1985 in Innsbruck geboren, studierte textil.kunst.design in Linz und Bukarest. Neben eigenen Modekollektionen und der Mitarbeit beim kunstpölitischen Verein Radikales Nähkränzchen beschäftigt sie sich in ihrer künstlerischen Arbeit hauptsächlich mit den Themen Weiblichkeit, Geschlecht, Sexualität, Körper und Feminismus. Darüber hinaus ist sie für Theater- und Opernproduktionen tätig. Der Roman *Geldspiel ohne Ende* ist ihre erste literarische Publikation.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst, und Musikalien